

# Eine Frau erzählt [Fortsetzung]

Autor(en): **Salus, Grete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **15 (1959)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961646>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Staaten «mit einem Akzent» englisch sprechen, also — keine Amerikaner sind?!

Die Frage bleibt offen.

Doch eine andere Frage kann *beantwortet* werden. Nämlich diese:

*Wie* war es möglich, daß wir Emigranten all die Qualen überstanden haben, all die Erschütterungen, in die wir immer wieder gestürzt worden sind, Konzentrationslager, Gefängnis, Verlust von geliebten Menschen, von Heimat und Besitz? Wie ist es möglich, daß wir nach all den seelischen und körperlichen Kämpfen, die wir durchzufechten hatten, um der Nazipest zu entfliehen, noch die Kraft finden konnten, ein neues Leben aufzubauen, in fremdem Land und unter den schwierigsten Bedingungen?!

Die Antwort ist vielleicht in einem Satz Friedrich Nietzsches enthalten, einem Satz, der wahrhaftig auf uns Juden angewendet werden kann. Er lautet:

«Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.»

## EINE FRAU ERZÄHLT

VON GRETE SALUS

### *Theresienstadt*

Und irgendwo in weiter Ferne  
ein Lächeln — schwebend nur —  
Ach nicht so wild. Du kleines Mädchen...

Früh, als ich erwachte, war es wieder etwas Neues, als ich mich wieder fand, und so empfand ich alles in der kommenden Zeit. Alles, jede Kleinigkeit war köstliches Geschenk, und dabei war es noch nicht die richtige Befreiung; mein Mann war noch nicht bei mir.

Ja, mein Mann.

Es kamen weitere Transporte in einem furchtbaren Zustande. Ich rannte zu einem jeden der Ankommenden und suchte meinen Mann. Den Gedanken, daß er nicht kommen könnte, wies ich weit von mir. Die Männer, die ankamen, waren in einem viel schlechteren Zustande als wir. Diejenigen, die noch gehen konnten, gingen wie Puppen, die man aufgezogen hatte; die meisten aber waren nicht mehr dazu im Stande. Diese Menschen hatten nichts Menschliches mehr, und man konnte sich nicht erklären, wieso sie eigentlich lebten.

Bei der Ankunft eines derartigen Transportes war ich Zeuge, wie eine Mutter ihren Sohn unter den Ankommenden erkannte. Sie schrie «Zdenek, Zdenek!», er aber ging weiter, den erloschenen Blick nach vorwärts gerichtet und nickte nur immerfort mit dem Kopfe. Es war ein vielleicht 18jähriger Bursche; er konnte nichts mehr erfassen, ging nur automatisch weiter. Von den Ankommenden hörten wir so Furchtbares an menschlichem Erdulden und Ertragenkönnen, daß es selbst über unser Fassungsvermögen ging, für Menschen aber, die ähnliches nicht erlebt hatten, überhaupt nicht zugänglich war.

Das traurigste Kapitel dieser Hungermärsche war, daß Menschen knapp an der Schwelle zur Freiheit nicht weiter konnten oder wollten, niedergeknallt wurden oder sogar darum baten.

\* \* \*

Hier in Theresienstadt kamen nun die Erinnerungen an das Theresienstadt zurück, bevor ich es mit Transport verließ, wie ich gelebt hatte damals mit meinen Freunden, meinem Mann.

Damals, als ich mit meinem Manne im Jahre 1942 im Ghetto ankam, hatte ich irgendwie den Eindruck einer versunkenen Stadt. Dieses Ghetto hatte etwas Unheimliches, Gespenstisches für mich. Zu dieser Zeit, im November 1942, waren so ungefähr 60 000 Menschen im Ghetto.

Auf der Straße ausgemergelte, bleiche Gesichter. Menschen mit Eßgeschirren in ihren Händen. Ein Gedränge und Gestoße, daß man kaum weiterkam. Diese kleine Stadt bot normalerweise für 5000 Einwohner Raum. Leichenwagen — alte, schwarze Karossen,

in denen alles Notwendige transportiert wurde, geschoben von alten Männern. An der Deichsel gingen einige an Stelle der Pferde, und rückwärts und an den Seiten schoben sie dieses makabre Gefährt vorwärts. Hie und da wurde auch ein Schubkarren geschoben, irgendein lebloser Gegenstand, nachlässig mit einem Tuche zugeeckt, lag darauf — Leichen.

Damals starben die Menschen in Massen. Es starben speziell die alten Leute an einer Art Ruhr.

«Eine versunkene Stadt», die plötzlich von irgendwo aus dem Nichts aufgetaucht war. Die Menschen darin, eigentümlich verändert. Besonders empfand ich dies bei jenen, die mir vertraut und bekannt waren aus meinem früheren Leben.

Ein Verfall der seelischen und körperlichen Kräfte, der mich schauern ließ. Männer, die gewöhnt waren, daß zu Hause die Frau für sie sorgte, mußten nun Dinge verrichten, die sie nie getan hatten. Resultat: eine Hilflosigkeit gegenüber den Verrichtungen des täglichen Lebens unter besonders schweren Bedingungen. Dies brachte sie von Tag zu Tag mehr herunter.

Die Frauen und die ganz jungen Menschen fanden sich eher zurecht. Sie schufen sich auch hier einen Wirkungskreis, der ihnen über vieles hinweghalf.

Die Alten fraß das Ghetto mit atemberaubender Schnelligkeit, speziell diejenigen, die keine Kinder hatten, die sich ihrer annahmen, sie stützten. Viele, die nicht durch das alles gegangen sind, werden nicht verstehen können, wie es dazu kommen konnte.

Auch in Theresienstadt herrschte bereits ein erbitterter Kampf in einer erstickenden Enge gegen die Gefahren von Krankheit, Hunger, Ungeziefer und Transport. Jeder kämpfte für sich, seine Familie und seine engeren Freunde, weiter reichten die Kräfte nicht. Die alten Leute hätten ganz anders ernährt werden müssen, aber da waren tausende Kinder, die gerettet werden mußten, um jeden Preis, und dies war nur möglich durch bessere Ernährung als die der Erwachsenen. Das Tischtuch aber langte nicht überall hin, immer blieben irgendwelche Stellen unbedeckt. Man zog es hin und her, man kalkulierte, experimentierte; es langte eben nicht. Das Ghetto mußte aus eigener Kraft erhalten werden. Es gab schwere und unangenehme Arbeit, die getan werden mußte,

wie: Kanalräumen, die verschiedenen Lebensmittel verladen, Leichen und Kranke tragen und überhaupt alles, was zur Aufrechterhaltung des Lebens einer so großen Einwohnerschaft gehörte. Diese Leute erhielten bessere Ernährung, sie mußten zusätzlich honoriert werden.

Mit der Zeit entstand ein Prämiensystem für die verschiedenen Arbeiten, damit sie gut und richtig getan wurden. Da war die Masse der Lungenkranken; um sie am Leben zu erhalten — meist handelte es sich um Kinder und junge Menschen — mußte zunächst für bessere Ernährung gesorgt werden. Woher nehmen bei diesen knappen Zuteilungen? Irgendeine Gruppe mußte benachteiligt werden, und da am Anfang die Zahl der alten Leute die der Jungen fast übertraf, waren es diese, die es treffen mußte. Die Ärzte hatten anfänglich wahre Pionierarbeit zu leisten, ohne irgendwelche Erleichterungen, ohne Medikamente. So ein Arzt mußte sich auf die Erde zu den verlausten Patienten setzen, ohne die Möglichkeit zu haben, sich nachher umkleiden oder baden zu können.

Mein Mann hatte, als wir noch in Theresienstadt weilten, vor dem Abtransport die Leitung eines Spitals übernommen gehabt, als die verheerende Typhusepidemie unter den Kindern ausbrach. Er trug die Kleinen auf seinen Händen wie eine Kostbarkeit und rettete samt seinen Hilfsärzten durch aufreibende Tag- und Nachtarbeit vielen der Kinder das Leben. Die Betten, jedes Stück der Spitalanlage, mußten sie eigenhändig herbeischaffen. Schnelligkeit war strengstes Gebot, damit die Epidemie nicht weiter um sich greifen konnte. Und dies tat er unter den schwierigsten eigenen Lebensbedingungen. Er wohnte mit noch 300 anderen Männern in einer ganz primitiven Unterkunft, mußte zur Essenszeit weglaufen von seiner Spitalarbeit, um sich zum Essen anzustellen. Dies konnte ich nicht lange mit ansehen; seine Kräfte schwanden dahin. Ohne sein Einverständnis erst einzuholen, übersiedelte ich seine Sachen in die Ambulanz des Spitals, stellte ein Bett darin auf, und von nun an erholte er sich ein wenig und konnte sich voll und ganz seiner schweren Aufgabe widmen.

Die Epidemie, obwohl viele Kinder starben, wurde gestoppt und griff nicht weiter um sich.

Was dies an menschlichem Einsatz und Liebe zur Sache er-

forderte, kann nur derjenige voll und ganz ermessen, der dies aus nächster Nähe mit angesehen hat. Aus dem Ghetto wurde herausgepreßt, was nur irgendwie möglich war, um die Kinder zu retten. Vor allem wurden die allgemeinen Zuteilungen für die Dauer der Epidemie gekürzt. Es war sehr hart und dies wieder in erster Linie für die Alten, da auch die Spitäler mit Kindern überfüllt waren und sie keinen Platz darin fanden. Dies bedrückte uns sehr, wir wußten aber, daß es unabänderlich und eine natürliche Folge all dieser Erscheinungen war. Später verbesserte sich dann die Lage, da sich die Zahl der alten Menschen verringert hatte, die Krankheiten nachließen und Lebensmittelsendungen aus dem Auslande eintrafen.

Da war es wieder, dieses grausige Marionettenspiel. Wir taten das alles selbst aus einer unentrinnbaren Notwendigkeit. Wir hatten ja Selbstverwaltung, ließen die Alten verhungern, stellten selbst Transporte zusammen, schickten die eigenen Leute in den Tod.

Jeder weiß es, daß es nicht anders ging, und doch werden diese Menschen — die Verantwortlichen —, die die Transporte zusammenstellen mußten, Verteilungsbestimmungen trafen, nicht davon loskommen.

Aus dieser Konstellation entwickelten sich Machtverhältnisse unter den Ghettoinsassen, die zu einem unerbittlichen Kampfe führten, den nun ein jeder kämpfen mußte, ob er wollte oder nicht.

Die September- und Oktobertransporte — genannt «Blitztransporte» — gingen größtenteils der Vernichtung entgegen, und einige von den Verantwortlichen wußten von den Gaskammern in Auschwitz. Was sollten sie tun? Der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist der, wie sie weiterleben konnten mit diesem Wissen. Hätten sie darüber gesprochen, hätte es nichts an der Tatsache geändert und eine Panik mit unübersehbaren Folgen ausgelöst.

*Durch das Geheiß einer Hand... irgendeiner verruchten Mörderhand*

Und das Ausland?

Was geschah mit den 1000 polnischen Kindern, die ins Ghetto kamen, hier wochenlang gepflegt wurden, vollkommen von der übrigen Einwohnerschaft isoliert und gekleidet waren in die besten

Sachen, die vorhanden waren? Diese Kinder waren zum Austausch bestimmt. Warum kam es nicht dazu? Warum mußten diese 1000 Kinder sterben, diese Ärmsten, die bereits in Theresienstadt, als man sie reinigen wollte, sich mit aller Macht dagegen wehrten, unter die Dusche zu gehen.

Warum wehrten sie sich? Diese Kinder wußten vom Gas, das aus Duschen kommt, und manch andere furchtbare Dinge. Warum wurden diese Kinder nicht ausgetauscht, gerettet? Warum wurden denn diese Kinder samt Pflege- und Ärztespersonal nach Auschwitz ins Gas gebracht? Warum? Warum?

Ich kenne den Preis nicht, den die Nazis für diese Tat forderten. Sicher war er ein hoher. Warum wurde er nicht gezahlt? Wieso kamen im Februar 1945 1200 Juden aus Theresienstadt in die Schweiz? Daß so etwas überhaupt möglich war, beweist diese Tatsache allein. Wenn Menschen im Ausland bereit waren, sich mit all ihren Kräften für so eine Aktion einzusetzen, gab es also doch positive Resultate.

Wir hören es heute aus verläßlichem Munde, denn die Menschen, die dafür kämpften, bestätigen es uns, daß Widerstände auftauchten, Widerstände der grotesksten Art. Die Deutschen gaben sehr viel auf Prestige — auch für sie gab es noch ein Prestige zu wahren; warum und gegenüber wem ist mir nicht klar, das bewies das wunderbar herausgeputzte Ghetto Theresienstadt für die verschiedenen internationalen Kommissionen. Warum versuchte man nicht, hinter diese Fassade zu schauen? Nur ein Blick hinter diese betrügerischen Kulissen, und sie hätten es bemerken müssen, alles was nicht schön anzusehen war, wie Kranke, Verrückte, vor Hunger Sterbende, alte Leute, auf den Böden und in den Kellern versteckt.

Die Tatsache bleibt bestehen, daß unschuldige, hilflose Menschen hingemordet wurden, ohne jedwede Hilfe von außen. Vor den Augen der ganzen Welt geschah das; sie wandte sich zwar schauernd ab, nahm es aber hin als unabänderliche Forderung dieses Krieges, nahm dieses Opfer hin, schweigend. Die Flammen schrien, die Flammen der hundert Verbrennungskamine schrien mit Frauen- und Kinderstimmen, züngelten auf bis zum Himmel, um dann erst zu erlöschen, wenn eben nichts mehr Lebendes da war, mit dem sie genährt werden konnten.



Wir, wir hätten sie selber löschen sollen. Wir hätten aufbegehren sollen gegen so viel böse Kraft, wie uns heute Herr X, der gemütlich aus weiter Ferne mit einem Tränchen im Auge vieles gehört, vorwurfsvoll sagt, und es war nicht einmal eine waffenstrotzende Welt dazu imstande, versuchte es nicht einmal.

Oh, es ist viel geschehen, viel versucht worden von armen, gefangenen Menschen.

Menschen, Gefangene, versuchten heroisch die Gaskammern in Auschwitz zu sprengen. Es mißlang, mußte mißlingen ohne Hilfe von außen. Es opferten sich viele für diese Aufgabe; es war umsonst.

Sie konnten nicht verhindern, daß nach diesem Versuche dieses Vernichtungswerk anschwell bis ins Unermeßliche. Es wurden in den Monaten September, Oktober 1944 täglich innerhalb von 24 Stunden manchmal bis 30 000 Menschen verbrannt. Ich weiß — die Herren X aus Kalkutta, Brasilien usw. sind nicht zufrieden, denn für dieses Tränchen wollen sie auch etwas haben, Heldentum und Aufopferung und wie noch all diese anderen schönen Filminhalte heißen, in denen er sich herrlich über sich hinaus schweben sieht, über seine kleine, enge Seele.

Die Menschen sind alle mehr oder weniger Herren X; erst starkes eigenes Erleben ist imstande, sie zu wandeln, sie zu erwecken aus dieser tödlichen Lethargie. Menschen sind keine Helden, und noch weniger gefangene Menschen, in denen unter diesem Druck langsam jeder Glaube zu irgend etwas erstreben muß. Jeder einzelne hat allzutief in sich selbst und in die Untiefen der anderen gesehen, zu sehr hat sich ihm das Bild der Welt verschoben, zu demaskiert hat sich ihm alles dargeboten, während seiner grausamen Haft und auch nach seiner Befreiung. Was die Welt nach dem Kriege zu sehen bekam, das waren nicht gerade Repräsentanten eines heroischen Schicksals. Das waren arme, verstörte Menschen, mit nur einem Wunsche ihres gemarterten, entwürdigten Menschentumes, alle KZ-Merkmale abzuschütteln und endlich normale Menschen zu werden unter normalen Lebensbedingungen. Ja Helden, es gab wohl Helden, aber nur vereinzelt, die durch ihre Kraft imstande waren, auch andere mitzureißen.

Es gab stilles Heldentum in diesen tausenderlei verschiedenen



Menschenschicksalen, aber dies zu schildern, da es sich ohne jedwede besonderen Effekte vollzog und in der heutigen Atmosphäre auch nicht als solche gewertet würde — ist müßiges Beginnen.

Wenn so ein alter Mann still und abseits verhungerte ohne zu betteln und zu schreien, wenn ein Mann oder eine Frau sich von ihren knappen Rationen absparte, um sich gegenseitig zu helfen, wenn eine Kameradin der anderen, Kranken, ihre Zuckerfassung schenkte, obwohl sie selbst vor Schwäche taumelte, so klingt das nach nichts und war doch in diesem Leben so viel, so unendlich viel.

Ja, Mala Zimentbaum war eine Heldin.

Sie war 22 Jahre alt, Dolmetscherin in Auschwitz. Sie hatte eine einflußreiche Stellung und gebrauchte sie auch ausgiebig für ihre Mitgefangenen, zu ihrem Wohle und vor allem zur Orientierung über verschiedene Unternehmungen der Nazis. Sie kannte keine Angst, kein Zögern, wenn es sich darum handelte, irgendeine Nachricht, die sie durch ihre Stellung erlauscht hatte, auszubeuten zur Rettung ihrer Kameraden. Sie ergriff die Flucht, gemeinsam mit einem Polen. Sie hatte unter ihrer Häftlingskleidung eine Aufseherinnenuniform angezogen; ihr Begleiter war in SS-Uniform. Als Häftling, in Begleitung eines höheren SS-Wachtdienstsoldaten, passierte sie ohne Schwierigkeiten das Tor von Auschwitz. Ihr Verschwinden wurde sehr bald bemerkt, und jetzt wurden alle SS-Stationen benachrichtigt und alarmiert und ein ganzes Heer dieser Verbrecher machte Jagd auf sie. Sie fanden sie, als sie sich absolut sicher fühlend in einem Kaffeehaus in Kattowitz saß. Sie wurde nach Auschwitz zurückgebracht und zum Tode durch Gas verurteilt. Vor Vollziehung des Urteils wurde sie bei einem Sonderappell ihren Kameradinnen vorgeführt, und da gelang es ihr, sich mit einem Rasiermesser die Pulsader der einen Hand durchzuschneiden. Wie von der Tarantel gestochen fuhr ein SS-Mann auf sie zu, faßte die verletzte Hand, brach sie um, aber Mala versetzte ihm nichtsdestoweniger mit der anderen, unverletzten Hand eine heftige Ohrfeige. Stolzerhobenen Hauptes, wenn auch mit versagenden Knien, ließ sie sich abführen und warf den Kameradinnen noch einen tief aufleuchtenden Blick zu.

\* \* \*

Wir fanden in Theresienstadt wenig von dem, was wir verloren hatten. Die Menschen waren meist andere, Fremde, und es kamen die Erinnerungen an Menschen, mit denen wir hier gegangen waren und gelebt hatten. Wir spürten die lähmende Angst, die sich der Menschen hier bemächtigt hatte; es war noch immer die Angst vor dem Kommenden.

Wir aus dem KZ sahen ein bißchen herablassend auf diese — wie wir es nannten — eingebildeten Ängste von Menschen, die dem Tode nicht so nah wie wir gegenübergestanden hatten, von Angesicht zu Angesicht. Wie wir aber nach dem Kriege erfuhren, waren sie doch nicht ganz unbegründet, denn auch hier waren Gaskammern für unsere Vernichtung vorbereitet. Dazu kam es aber nicht mehr, denn als wir in das Ghetto kamen, stand es bereits unter dem Schutze des Internationalen Roten Kreuzes.

Nach der ersten bei Freunden verbrachten Nacht kehrte ich in die allgemeine Quarantäne, in die Gemeinschaft unserer Frauen zurück. Hier verbrachten wir drei Wochen, gemeinsam mit einem Frauentransport, der, wie sich später herausstellte, der eigentliche Träger der Flecktyphusepidemie war, die nun ganz Theresienstadt ergriff. Von unserem Lager erkrankte nur eine einzige an dieser tückischen Krankheit und auch diese gesundete. Wir blieben wie durch ein Wunder verschont. Es starben viele der Theresienstädter Ärzte und Pflegerinnen, die in allzu dichte Berührung mit den verlausten Häftlingen kommen mußten.

\* \* \*

Langsam bemächtigte sich meiner eine peinigende Unruhe; mein Mann kam nicht, und wir hörten nichts von den Männern unseres Transportes. Da hieß es, ein Männertransport wäre eingetroffen, und es fiel der Name eines Arztes, der mit uns in demselben Waggon nach Auschwitz gefahren war. Ich hätte eigentlich sofort laufen müssen, um ihn zu suchen und alles Nähere von ihm zu erfahren. Eine unerklärliche Scheu hielt mich davon zurück. Zufällig traf ich mit ihm zusammen; er tat sehr eilig, verabschiedete sich rasch von mir und bat mich, ihn am nächsten Tage zu besuchen. Als

ich zu ihm kam, teilte er mir mit, daß mein Mann auf die andere Seite gegangen war, daß er nicht unter den 45 Männern war, die mit ihm ins Bad kamen. Ich blieb ganz ruhig, ließ mir noch erzählen, wie es ihm gegangen war und dergleichen. Dann irrte ich durch Theresienstadt und dachte an nichts, hatte vergessen, was eigentlich mit mir geschehen war. Ich traf Leute, sprach mit ihnen, um plötzlich abubrechen, und sie weitergehend stehen zu lassen. Ich konnte mich nicht erinnern, was ich eigentlich erfahren hatte, irgend etwas Furchtbares, aber was?

Ich kam in die Baracke, wo ich wohnte, wurde von einer lähmenden Müdigkeit befallen, legte mich nieder und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte und zu mir kam, saß meine Freundin auf meinem Bette, und als ich sie sah, erinnerte ich mich an alles. Ich erzählte ihr, was ich erfahren hatte, setzte aber sofort hinzu, daß es meine feste Überzeugung sei, daß er noch am Leben sei. Alle Frauen unseres Transportes trösteten mich und sich selbst damit, daß es auch noch vor den Gaskammern Möglichkeiten gab, sich zu retten. Sie führten Beispiele an von solchen Errettungen und sprachen alle die Überzeugung aus, daß auch noch auf der anderen Seite Leute, Fachkräfte wie Ärzte, die momentan gebraucht wurden, dem Tode entgingen. Solche Fälle waren wirklich vorgekommen, aber nicht mehr in den Monaten September/Okttober 1944. Aber das wußten wir noch nicht, denn so Grauenhaftes wir auch hörten und selbst erlebten, eine klare Übersicht über das Geschehene hatten wir nicht, und es dauerte noch ziemlich lange, bis sich das endgültige, furchtbare Endfazit herausstellte. Wir warfen unsere ganze Hoffnung auf die Wenigen, Einzelnen, die zurückkamen und wollten die Verlorenen noch lange, lange nicht verlorengedenken. Es hieß, Tausende, Tausende sind auf dem Wege, viele krank, ohne die Möglichkeit, Nachricht zu geben. Ich suchte meinen Mann noch viele Monate nach dem Kriege durch das Radio, lief zu jedem ankommenden Repatriationsauto, das die Menschen aus den verschiedenen Konzentrationslagern brachte und frug jeden einzelnen von ihnen nach ihm. Es kam zu den tragischsten Namens- und Personenverwechslungen, die mich immer wieder hoffnungsvoll aufleben ließen, um sich dann eben als Täuschung herauszustellen.

Alles Selbsterlebte verblaßte vor diesen Qualen, die immer

schlimmer wurden, je mehr die Freiheit von ihrer ersten berauschenden Kraft einbüßte.

Theresienstadt sah mit Spannung der endgültigen Befreiung entgegen. Wer würde sie bringen? Die Russen? Die Amerikaner? Die Engländer?

Noch war die deutsche Kommandostelle anwesend, aber ebenso das Internationale Rote Kreuz. Die Rote-Kreuz-Fahne war auf der Kommandantur gehißt. Das Rote Kreuz war in weithin sichtbaren Farben auf den Dächern der Theresienstädter Häuser aufgemalt.

Täglich die Nachricht: «Es ist zu Ende.» In den Nächten kam es zu den schönsten Siegesfeiern, und alle die aufgesparten Schnäpse und anderen Leckerbissen waren schon verbraucht, als es wirklich dazu kam.

Am 5. Mai 1945 wurde die Nachricht von der endgültigen Kapitulation der Deutschen in das Ghetto gebracht von Leuten, die auf geheimnisvolle Weise hereinkamen und auch hier blieben.

Plötzlich wieder die Nachricht, Prag brenne — Prag kämpfe — Prag rief um Hilfe.

Nun wußten wir wieder nicht, ist nun Schluß oder geht der Krieg weiter? Außerdem befürchteten wir, daß Prag, unsere Heimat, für uns wieder verschlossen und vor allem vollkommen zerstört sein würde.

Jedenfalls durften wir Theresienstadt noch immer nicht verlassen, wurden ungeduldig, und viele der Ghettoinsassen flüchteten.

In der Nacht auf den 8. Mai weckte uns heftige Schießerei aus dem Schläfe. Es hieß, die Russen ziehen gegen Prag. Einige Tage später marschierten sie ein in das Ghetto. Über das Ghetto wurde strengste Quarantäne verhängt, niemand durfte heraus, denn hier wütete der Tod. Flecktyphus war ausgebrochen und nahm die bedrohlichsten Ausmaße an. Mich aber konnte nichts mehr davon abhalten, Theresienstadt zu verlassen.

Eines Morgens gelang es mir, zu ent schlüpfen. Die Hälfte des Weges fuhr ich mit einem russischen Panzerauto.

So oft wir in Theresienstadt von der Freiheit gesprochen hatten, sagten wir immer: «Zu Fuß will ich meinen Weg nach Prag finden.» So war es auch bei mir. Die zweite Hälfte des Weges wanderte ich

in die Freiheit, nach Prag. Nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte, jubelnd und jauchzend, sondern sehr bangen Herzens, voll Erwartung und großer Angst.

Prag — ich ging durch die Straßen — staunend.

Eine Stadt — das gab es noch —, eine Stadt, in der man gehen konnte, allein. Die Menschen gingen so selbstverständlich darin; sie wußten gar nicht, was für ein Wunder das war, so gehen zu können.

Ich hatte das Gefühl, als wenn man es mir ansehen müßte, als wenn alle Blicke der Vorübergehenden auf mich gerichtet wären, mich anstarrten.

Man sah es mir auch an, es war keine Einbildung, denn auf einmal spürte ich in meiner Hand ein Päckchen. Als ich es öffnete, war es angefüllt mit den besten Leckerbissen. Ein lieber Gruß — von einer lieben Menschenhand. Da kam es mir zum Bewußtsein, daß ich ganz allein war. Mein Mann — ich suchte meinen Mann.

Langsam wurden die Straßen zu Stimmen, Stimmen des Vergangenen, die mich nun jagten, unbarmherzig von einem Grab zum anderen.

Eine Frau sprach mich an: «Warum so verzweifelt, es wird sicher alles gut.»

Eine Menschenstimme sprach zu mir in meiner furchtbaren Einsamkeit.

Tränen flossen über mein Gesicht, und ich irrte weinend umher, immerfort mußte ich weinen.

Mein Mann war nicht mehr — meine Eltern waren nicht mehr — Millionen waren nicht mehr — durch das Geheiß einer Hand — irgendeiner verruchten Mörderhand.

*Anmerkung:* Grete Salus, geb. 20. Juni 1910 in Böhmisches Trübau, lebt heute mit ihrer kleinen Tochter in Israel.